

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 24, 12. Juni 1847

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Dreizehnter Jahrgang.

N^o 24.

Sonnabend, den 12. Juni.

1847.

L i t e r a t u r.

Ein Jahr in Italien.

Von Adolph Stahr.

I. Oldenburg (Schulze'sche Buchh.) 1847. 436 S.
gr. 8. geh. (2 Thlr.)

Luft, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt. Alles andere ist eitel und vereitelt nur!

Goethe.

Dieser Band beschreibt die Reise von Oldenburg nach Nizza, von Nizza nach Florenz, von Florenz nach Rom, dann die ersten römischen Tage, die Villeggiatur des Verfassers in Aricia, den Abschied von da und die Reise nach Neapel, dann die Villeggiatur in Sorrent, einen Ausflug nach Pästum und den hellenischen Tempelbau.

Italien ist so viel bereiset, so viele Reisende haben ihre Ansichten und Beobachtungen darüber mitgetheilt, daß man fast zweifeln sollte, es ließe sich davon noch etwas Unterhaltendes sagen, und dennoch wird man diese Briefe mit ungeheiltem Interesse lesen, denn viele Ansichten sind neu, viele Beobachtungen entdecken Seiten, die andern entgangen sind, und die Darstellung ist, wie wir es von dem Herrn Verfasser gewohnt sind, geistreich und lebendig.

Als Probe dessen, was die Leser hier finden, theilen wir ihnen hier Einiges mit, und zwar gleich aus dem ersten Briefe, der von Frankfurt, den 19. April 1845 datirt ist.

„Schon zehn Tage unterwegs,“ beginnt er, „und doch erst in Frankfurt! Es ist in Deutschland schwer von der Stelle zu kommen. Wenn ich erst die Gränze passiert habe,

soll es hoffentlich rascher gehen, sonst wird es Sommer, ehe ich den Süden erreiche; der meinen leidenden Nerven Genesung bringen soll.“

„Heute war der erste schöne Tag seit meiner Abreise von Oldenburg. Der erste Frühlingshauch wehte mich warm und lind an. Ich habe Frösche quacken und Vögel singen hören, aufbrechende Kastanienknospen und grünelnde Stachelbeersträucher gesehen; da glaubt man wieder an den deutschen Gott. Wie groß ist doch schon der Gegensatz zwischen unserm nordischen Küstenklima und dem sonnigen Frankfurt. Bei Bremen stuheten und wogten meilenweit die ausgetretenen Wasser über Gärten und Felder. Zertrümmerte Menschenwohnungen, schwimmendes Balkenwerk und Hausgeräth, treibende Eischollen begegneten dem Blicke, als ich stundenlang in einem Boote über die wüste Wasserfläche fuhr, welche meilenweit ringsum die Straßen und Felder bedeckte. Schauernd vor Kälte, umsaust von dem stahlscharfen Ostwinde dachte ich mit um so größeren Behagen des südlichen Sommers, der meiner wartete.“

„In Bremen erneuerte sich der Schmerz des Abschieds von der Heimath, als Mosen von mir schied. Wir hatten dort im Theater zusammen der Aufführung seines „Katte“ beigewohnt, der von den Bremern mit lebhaftem Beifalle aufgenommen wurde. Jetzt ging er zurück in die trauliche Enge seiner neuen Heimath, von der ich auf ein Jahr mich trennen sollte. Ein Jahr ist so lang für den Wandernden. Wie werde ich sie und ihn wiedersehen!“

„Mein erster Gang in Frankfurt war nach dem Hirschgraben. Dort schräg gegenüber dem Hause, dessen Stockwerke sich in braungelber Lünche nach der alterthümlichen Bauweise eines über dem andern vorspringend emporheben, und das eine Marmortafel als Goethe's Vaterhaus



bezeichnet, wohnt Gutzkow. Ich fand ihn im Begriffe, nach Wien zu reisen, und nur wenige Stunden blieben uns gegönnt, zu gemeinsamen Austausch. Die Schilderung unserer Obdenburgischen Zustände, deren eigenthümliche Abgesondertheit dem Idealismus eines Poeten wie Mosen noch eine kleine grüne Dase bietet, die Nachrichten von der erfreulichen und belebenden Wirkksamkeit des letzteren in seinem neuen dramatischen Berufe fanden bei ihm die lebhafteste Theilnahme. Welch ein wunderbares Land ist doch dieses Deutschland! Ein so großes Talent, ein so bedeutender Schriftsteller, und nirgends ein Platz für ihn in den zwei und dreißig deutschen Vaterländern! In welchen Verhältnissen reibt sich bei uns solch ein Geist auf! Ohne bürgerliche Stellung, ohne diesen unentbehrlichen Schlemihlschatten eines Amtes, ohne practischen Einfluß auf die Bühne, das Feld seiner Liebingschätzigkeit, umgeben von einer Geldaristocratie, die auf den „Verfasser der Wally“ vornehm herabsieht, beschränkt auf sich selbst, auf untergeordnete Menschen — und das alles mit einer reizbaren, argwöhnischen, in sich unsicheren Naturanlage! Gutzkow leidet sichtbar an dieser Lage der Dinge in Deutschland, welche das schriftstellerische, das poetische Talent höchstens duldet, nie trägt und fördert. Diese Isolirtheit, dies auf sich selbst Gestellsein macht ihn unsicher und mißtrauisch. Beständig auf dem *qui vive* stehend sucht er die Stütze, welche er in dem Gesamtleben der Nation entbehret, mehr als nöthig in Einzelnen, bekümmert sich um jede, auch die geringfügigste Journalstimme, und lebt so ewig in selbstquälender Aufregtheit. Als ein Beispiel der Apathie und Indifferenz, mit der man dem einheimischen Talent in Deutschland begegnet, nur ein Zug, den mir ein Freund erzählte. Neulich wird sein Stück, ich glaube das Urbild des Tartüffe, zum Benefiz des Dichters in Frankfurt gegeben, und — das Haus bleibt fast völlig leer! Ohne die Mesfremden wären nicht die Kosten der Auführung gedeckt gewesen. Und das ist nicht etwa Abneigung oder Haß, o nein! es ist nur der gänzliche Mangel an Gefühle der Pflicht, einem Talente, einem Schriftsteller, der denn doch offenbar zu den ersten literarischen Vertretern der deutschen Gegenwart gehört, eine Aufmerksamkeit, eine Ermunterung, einen ach so geringen Dank schuldig zu sein. Sie fühlen es nicht einmal, daß sie mit solchem Verhalten den Schriftsteller, den Poeten an sich selbst irre machen, seine freudige Schaffenslust lähmen, und so sich selbst um den Genuß reifer Früchte verkürzen.“

„Im Städelschen Institut sah ich mir wieder einmal die Lessing'schen Bilder an, vor allem seinen Huf im Privatverhöre vor den Cardinälen zu Constanz. Das ist und bleibt denn doch, man sage was man will, das größte historische Kunstwerk moderner Malerei. „Ich will ihnen schon zeigen, daß man sich für seinen Glauben begeistern kann, auch ohne katholisch zu werden,“ hat der Maler gesagt, als er an dies Werk ging, u. s. w.“

„Goethe's Standbild sah ich mit tiefer Bewegung.

Ein Sonnenblick strich durch die Wolken, die weiß und leise über dem göttlichen Haupte hingogen. Er war mir so nah in seinem Leben, seinem Wirken jetzt, wo ich an seiner Wiege stand, und doch nun wieder durch dies Kunstwerk so fern gerückt. Hier auf diesem Plage hatte der Knabe gespielt, wenige Schritte davon steht noch sein Vaterhaus, und nun schauen Tausende aus allen Zonen andächtig hinauf zu diesem Colossalbilde, das doch seine Größe noch lange nicht ausdrückt. Sein Name hat einen Klang unter den Dichtern, wie der Jupiter unter den Göttern des Olymps. Aber warum nur immer der Greis Goethe, nie den Mann in der Fülle der Kraft, wie er aus Italien kam? Hier in Frankfurt möchte ich am liebsten den Götterjüngling sehen, der den Werther schrieb zum erschütternden Entsetzen aller Frankfurter und Deutschen. Ist keiner da unter den Großen und Reichen, der bei einem Künstler den neuen Ritter St. Georg bestellt, mit dem erlegten Drachen der Philisterei zu seinen Füßen?“ —

Auf einem Spaziergang begegnet dem Hrn. Verf. die Jüglinge der jüdischen Schule mit ihren Lehrern. „Die neue deutschkatholische Bewegung gab viel zu verhandeln. Die Schwäbischen Pfaffen verschrien dieselbe als communisistisch. Vielleicht haben sie so unrecht nicht. Der Instinct hat diese Schwarzvöcke noch immer sicher geleitet gegen den Geist, auch wenn sie ihn nicht verstanden. Die Raben wittern halbe Stunden weit das Pulver in des Jägers Horn. Die Gemeinschaft der Liebe, welche allen Menschen gehoffen wissen will, ist es allerdings, welche allen großen socialen Bewegungen unserer Zeit zum Grunde liegt.“ —

Der zweite Brief ist aus Neuschatel am See den 28. Apr. datirt. „In Karlsruhe,“ heißt es darin, „wurde ich länger als ich mir vorgenommen, durch Freund Stieffel aufgehalten. Wir erneuerten das Andenken an unsern heimgegangenen Freund Theodor von Kobbe, der mich vor acht Jahren in die Karlsruher Kreise einführte. Seine hinterlassenen „Novemberbriefe,“ welche nach der Verfügung des lebenswürdigen Humoristen die fünf und zwanzigjährige Correspondenz mit dem, seinem Herzen so theuren Freunde noch über das Grab hinaus fortsetzen, gewährten uns eine süßschmerzliche Unterhaltung.“

„Vor Ronge und Czerny und den deutschkatholischen Dingen war nirgends Ruhe zu finden. Es scheint als wollte sich Deutschland wieder einmal recht gründlich in das Meer religiös-confessioneller Streitigkeiten versenken. Ich muß dabei immer an den Ausspruch des alten Hegel denken: „Vaterland, Fürsten, Verfassung und dergleichen scheinen nicht die Hebel zu sein, das deutsche Volk emporzubringen; es ist die Frage, was erfolgte, wenn die Religion berührt würde.“ Alles ist hier von der neuen Bewegung ergriffen, aus welcher, wenn glückliche Sterne über sie walten, allerdings für Deutschland auch in politischer Hinsicht Großes entstehen kann. Doch bezweifle ich sehr, daß sie von Seiten des officiellen Protestantismus irgend eine Förderung zu erwarten hat. Dabei sehe ich recht, wie ein

kranker Körperzustand den Menschen egoistisch macht. Ich habe ordentlich eine Sehnsucht nach Ruhe, nach einem stillen Leben, wo ich von all diesem Treiben nichts mehr hören sehe.“

Von Karlsruhe geht die Reise nach Straßburg, Basel und Neuchâtel. Der folgende Brief ist aus Genf datirt. „In Lausanne,“ heißt es darin, „sollte ich durch ein, bei meiner Einschreibung in Neuchâtel begangenes Versehen meinen prächtigen Coupeplatz auf dem Postwagen verlieren. Sehr betrübt klagte ich mein Leid in dem beweglichsten Französisch dem Lausanner Postsecretair. *Mais vous comprenez, Monsieur, erwiederte er sehr ruhig auf meine ausführliche Auseinandersetzung, que je ne peux faire la moindre attention à vos plaintes, und damit zeigte er mir das Buch, welches sämtliche Coupeplätze als besetzt auswies. Da fiel mir Theodor von Kobbe ein, der einmal in seinen letzten Tagen einige der verstocktesten unter seinen Sträflingen durch den Hinweis auf seinen nahen Tod zu bessern suchte, indem er als ächter Humorist nachher zu mir gewendet hinzusetzte, zum guten Zwecke müsse man auch seine Krankheit benutzen. Ich sprach also zu dem Lausanner Postminis: Monsieur, Vous voyez un pauvre malade que l'on envoie à Nice, et qui peut-être ne reverra jamais Votre beau Leman.* Ein Blick auf mein Gesicht schien ihm dies *peut-être* sehr wahrscheinlich zu machen, denn er erwiederte augenblicklich mit theilnehmendem Tone: *eh bien Monsieur, j'arrangerai Votre affaire!* Und so that der brave Republicaner. Als wir einstiegen, erhielt ich von ihm selbst einen bequemen Eckplatz im Coupee angewiesen, wofür ich dem Manne mit Italiens Hilfe noch länger als er glaubt dankbar zu sein hoffe.“

Doch wir können nicht, wie wir wohl wünschten, den Herrn Verf. auf seiner ganzen Reise begleiten, wenn wir nicht zu sehr die Grenzen dieser Anzeige überschreiten wollen; wir müssen uns begnügen, aus den folgenden Briefen einzelne Bruchstücke mitzutheilen, wie sie uns besonders zu „Mittheilungen aus Oldenburg“ geeignet scheinen. Wir wählen zuerst aus einem Briefe aus Rom vom 12. Juni Folgendes:

„Sonntag, den 8. Juni, besuchte ich die Ateliers einiger deutscher Künstler, unter ihnen das unser vortrefflichen Landsmannes Ernst Willers, der hier als einer der ersten Landschaftsmaler unter den Künstlern in hoher Achtung steht. Er wohnt mit seinem Freunde, dem württembergischen Niepenhausen, zusammen auf der Höhe der einsamen Via San Sordoro. Von den Leistungen beider ein ander Mal ausführlich *). Eduard Mayer, den Bruder unser Oldenburger Freundes K. A. Mayer, fanden wir

*) Dieses Versprechen hat der Herr Verf. gelöst durch die Herausgabe der Schrift: „Der Landschaftsmaler Ernst Willers aus Oldenburg. Eine Charakteristik von Dr. S. Pettner in Rom. Bevorwortet von A. Stadl. Oldenburg. (Sonnenberg.) 1846. — M. f. „Mittheilungen“ 1846 N^o 38.

an einer größeren weiblichen Idealbüste und an einer Marmorgruppe — ein Mädchen, das mit einem Eichhörnchen spielt, beschäftigt.“ — — —

„14. Juni.“

„Von neueren Künstlern habe ich bisher, außer unsern Willers, der unter den hiesigen Landschaftsmalern neben Gurliert von Altona und Bromeis aus Cassel den ersten Rang einnimmt, nur noch den alten Niepenhausen und die Ateliers der Bildhauer Kummel, Steinhäuser, Imhof, Wolf und Ed. Mayer besucht. Jeder geht seinen Weg, es ist das bunteste Treiben, das man sehen kann.“ u. s. w.

Eine Scene aus dem Künstlerleben (S. 185.) mag hier folgen: „Abends war ich bei dem Abschiedsmahle zugegen, welches die deutschen Künstler der Ponte Molle Gesellschaft einem von Rom scheidenden Genossen veranstaltet hatten. Man versammelt sich in der Trattorie des Palast Fiano, jeder ist nach der Karte, und nur der Wein wird auf gemeinschaftliche Kosten verabreicht, wozu jeder Anwesende den höchst mäßigen Beitrag von einem Paul (etwa fünf Sgr.) zahlt. Der scheidende Ehrengast sitzt oben an, und seine nächste Auszeichnung bei dieser seiner „Henkersmahlzeit“ — besteht humoristischer Weise darin, daß die Anwesenden alle Gerichte, welche er auswählt, und entweder selbst genießt, oder seine zunächst sitzenden genießen läßt, bezahlen, wobei es denn auch gestern nicht an komischen Scenen fehlte, welche dazu beitragen, die beklemmenden Abschiedsempfindungen zu mindern. Der Scheidende, so wie die übrigen Hauptpersonen dieser Gesellschaft, erscheinen alle mit ihren humoristischen Ordenszeichen, die sie, weil man in der Hitze rocklos dasaß, auf dem Hemde trugen, und unser guter Kobbe würde an diesen Kreuzen und Großkreuzen des „Zuvielverdienstordens,“ an den Ritterkreuzen vom heiligen Bajocco *) und all der studentisch-künstlerischen Jugendwirthschaft, seine rechte Lust gehabt haben. Hierher, in diese Weltabgeschiedenheit, hat sich noch ein Abglanz des jugendlich unbefangenen Humors gerettet, der im deutschen Universitätsleben, wo er einst heimisch war, schon historisch geworden ist. Ich erfreute mich an den wohlbekannten, deutschen Kernliedern, die von so vielen kräftigen Jünglings- und Männerkehlen vorgetragen, das hohe Saalgewölbe des alten Palastes durchschütterten, und die Römer draußen auf der Abendpasseggiata des Corso verwundert aufhorchen machten.“

„Der Abschiednehmende war ein prächtiger Kopf mit männlich kräftigen, von Jugendmuth strohenden, etwas verben Zügen, wundervollem langherabstieffendem schwarzbraunen Mosesbart. Unter seinem vollen Lorbeerkranze, den ihm der Präsident auf den Scheitel gedrückt hatte, sah er wie ein bärtiger Heidegott, ein Bacchus barbatus aus. Er

*) Bajocco ist eine kleine Münze in Rom, im Werthe grade einem Bremer Groten gleich. Ann. d. Herausg.



Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Dreizehnter Jahrgang.

N^o 25.

Sonnabend, den 19. Juni.

1847.

L i t e r a t u r.

Ein Jahr in Italien.

Von Adolph Stahr.

(Schluß.)

In einem Briefe aus Rom vom 18. Juni wird ein Ausflug nach Frascati und Rocca di Papa beschrieben. „In das sonnenhelle fröhliche Leben dieses kleinen Gebirgsausflugs,“ heißt es da am Ende, „warf ein unerwartetes Ereigniß plötzlich seinen finstern schwarzen Schatten. Wir fanden in Rocca di Papa die Gattin von Freund Steinhäuser, welche hier in der reinen Gebirgsluft Genesung sucht, mit dem Tode ringend, den Mann und die Schwägerin in Verzweiflung, religiöse Zweifel, von übergetretenen Bekannten angefaßt, und mit dem bekannten Eifer solcher Neubekehrten genährt, hatten die geistige und körperliche Gesundheit der Frau untergraben. Jetzt im Angesichte des nahenden Todes verlangte sie den Trost eines katholischen Priesters, um in dessen Hände das Bekenntniß ihres protestantischen Irrthums abzulegen. Der Mann war nach Rom geeilt, um diesem Wunsche zu willfahren, und den Pater Augustin, der die Bekehrung schon seit längerer Zeit eingeleitet hatte, herbeizuholen. Ich übergehe die tragischen Scenen, deren herzerreißendem Eindrucke ich mich nicht entziehen konnte. — Als wir spät Abends durch den Gebirgswald nach Frascati zurückritten, klang uns in einer vom unvollkommenen Monde nur spärlich erleuchteten Waldschlucht ein Glöcklein entgegen. Es war der Mönch Augustin von San Laterano, der mit dem Allerheiligsten auf seinem Maulthiere nach Rocca di Papa zu der Sterbenden zog, um die arme Seele zu retten, und sie vor ihrem Scheiden in den Schooß der alleinigmachenden Kirche zurückzuführen. Der Mond beleuchtete eben sein blei-

ches Gesicht mit den fanatischen schwärmerischen Zügen unter der dunkeln Kapuze, und machte die Erscheinung noch gespenstischer. — Die Proselytenmacherei unter den hier lebenden Deutschen greift mächtig um sich, und namentlich sind es die Bekehrten, wie dieser Pater Augustin, Herr von Mohden, Dverbeck u. a., welche die eifrigsten Bekehrer werden. Es wäre interessant, den Weg psychologisch zu verfolgen, auf welchem eine so begabte Frau und Künstlerin, die Tochter eines lutherischen Predigers, soweit gebracht werden konnte, daß ihr freier und gesunder Verstand sich über das Augenfälligkeit so unheilbar verblendete. Ihr Beispiel bestätigte mir, daß grade tiefere Naturen, wenn sie in der religiösen Bewegung unserer Zeit nicht bis zu den letzten Consequenzen der Freiheit zu gelangen vermögen, am ersten dem Zurückfallen in die äußerste Knechtschaft ausgesetzt sind. Wie aber Jemand grade in Rom katholisch werden kann, ist schwer zu begreifen, wenn man einen solchen Schritt nicht etwa ebenso motiviren will, wie jener zu Rom bekehrte Jude in der bekannten Novelle des Boccaz, der sich lange gegen das Christenthum sträubt, dann die wüste Wirthschaft des Clerus in Rom sieht, und nun sich taufen läßt, weil er meint, das müsse doch eine felsenste Religion sein, die trotz solcher Sündhaftigkeit ihrer Verklünder sich zu halten vermöge.“

„Die Zubringlichkeit der römischen Bekehrer ist unglaublich. Derselbe Pater Augustin, ein deutscher Convertit, besuchte die in schwerer Krankheit darniederliegende Gattin des Landschaftsmalers Louis Gurliitt. Der fanatische Pfaffe, schon längst voll heiligen Bornes über die gemischte Ehe, benutzte den hilflosen Zustand der Leidenden, um ihr die Liebe zu dem „kezerischen“ Gatten als Sünde ins Gewissen zu schieben, zu deren Bereuung er sie aufforderte. Die gemartete Frau rief in ihrer Herzensangst laut

